

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

81 (7.4.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Geschichte eines Siedlerhauses

Zur Entproletarisierung des Proletariats

Von Schwester Lydia Ruckland

Es wird höchste Zeit, daß die Regierungen daran gehen, produktive Erwerbsloren für die Tat werden zu lassen durch Schaffung von Erwerbslorenfriedlungen. Mit ihr wird der entscheidende Schritt getan zur Entproletarisierung eines erheblichen Teils des Proletariats, dem damit wieder Wurzelboden unter die Füße gegeben wird.

Diese Siedlungen werden nichts gemein haben mit jenen in einer Zeit der Scheinblüte erstellten Massenheimen, bei denen häufig die Fassade das Brauchbarste ist und die den Leuten mit allem Komfort der Neuzeit für und fertig erstellt wurden. Mit der Errichtung „muttergöttlicher“ Siedlerhäuser kann sich ein so arm gewordenes Volk, das wir geworden sind, nicht mehr aufhalten. Jetzt kommt alles darauf an, schnell und billig möglichst viele Erwerbslose unter Dach zu bringen. Raum für viele hat die Erde! Jede Stadt, die voranschreitende Bodenpolitik getrieben hat, verfügt über geeignetes Land in ihrer Nähe. Wo diese Bodenwirtschaft verübt wurde, steht der Erlaß der Reichsregierung in seiner Oktober-Notverordnung die Möglichkeit einer Enticgnung für die Zwecke der Erwerbslorenfriedlungen vor.

Das erforderliche Bauholz muß aus den heimischen Wäldern unentgeltlich abgehoben werden. Alle anderen Baumaterialien müssen erheblich verbilligt beschafft werden. Architekten sind ganz auszuscheiden. Die Spuren schrecken, zu viele unentschuldbare Fehler sind auf dem Gebiete der Massenherstellung von Heimen verbrochen worden. Die Behörden müssen, so schwer es ihnen ankommen mag, von jeder Schablonisierung und Typisierung absehen.

Die Schattenspendigkeit der Armen aller Arten darf durch keine Kleinlichen Vorurteile Dummheit und Dämpfung erfahren. Indem ihnen freier Spielraum gewährt wird, kann aus dieser mit eigenem Fleiß und Schwitz in heimlichem Wettstreit erstellten Siedlung wirklich Gutes und vor allem Brauchbares werden, was von den bisher unter dem Namen bekannten nicht überall gesagt werden kann.

In diesem Zusammenhang möchte ich ein reispoll gefächertes Buch erwähnen, aus dem Siedler und Behörden lernen können, nachdem bisher reichlich viel Dummheiten auf dem Gebiete des Siedlerbaus gemacht worden sind.

Es handelt sich um das Buch von Küppers-Sonnenberg, „Sonnenlinder“ und ist den Müttern gewidmet. Auf die Frauen, die in den Erwerbslorenfriedlungen wohnen und wachen werden, kommt hervorragend viel an.

A. erzählt vom Tun und Treiben einer Siedlerfamilie in der Lüneburger Heide.

Ein junges, arbeitsfrohes Menschenpaar hat sich zusammengetan und draußen in der Lüneburger Heide fern von aller Zivilisation gründeten sie ein Stück echter Lebenskultur in Form einer Prachtvilla. Die gleichzeitige eine Biene, einen Hund und ein paar Hühner aufnahm. 1917 brennt die Villa ab. Die Not zwingt zu schmerzlicher Tat. Das Paar errichtet zwei unterstandsbähnliche Blockhäuser — wenn schon, denn schon. Rundholz, Schalbreiter, Heideerde ist das Baumaterial.

Eine der Hütten dient dem lieben Vieh, die andere wird Wohnstatt für das Siedlerpaar, dem sich inzwischen ein Buben succeßell hat.

Ein Ackerstück von Tagewerk-Größe wurde in einen Garten umgewandelt, der den größten Teil ihres Lebensunterhalts liefert. Wild und Beeren werden im ansehnlichen Maße gefunden.

Im Sommer halten wandernde Jugendgruppen Einkehr unter dem gastlichen Dache und helfen als Gegenleistung an der Urbar-

machung des angrenzenden Heidelandes. Der Kampf der Siedler mit den Naturelementen ist hart. Schwere Regengüsse durchweichen das aus Heide gepackte Dach, dringen in die Räume, so daß die Betten — einfache Brettschichten mit Strohsäcken und Schlafdecken — mit Zeltplanen überspannt werden müssen.

Zwei Jahre leben sie in der primitiven Wildnis. Als nach dem Zusammenbruch der Front die Seereserve aufgelöst werden, erwirbt der Mann eine von den Russen halberbrannte Parade, die mit Militärgepäck auf die Siedlung gebracht wird, und nun entsteht mit Hilfe von Handwerkern und Kapitalabfindung ein moßiges Wohnhaus, an das nach und nach kleine Räume angebaut werden. Zu dem ursprünglichen Gezier sind ebenfalls nach und nach ein Pferd und zwei Kühe hinzugekommen und zu Reinhart, dem Erstgeborenen, hat sich eine Heimtraut, eine Gumbilde und ein Darmut eingefunden.

Im paradiesischer Reinheit genießen die Kinder ihre Jahre im Garten Eden. Vater und Mutter sind gute Kameraden. Arbeitsgemeinschaft verbindet die Familie zu einem großen Ganzen. Ein schicksalvoller Kreis, so fest und beglückend, daß der Vater die schrecklichen Ereignisse des Weltkrieges allmählich vergessen lernt. Wenn die Mutter sich tagsüber ein Stündchen legen muß, spritzt jeder ein, an dem Bad zu tragen, der sonst auf Mutters Schultern allein ruht: Reinhart darf Feuer anzünden, die vierjährige Heimtraut wird zur Oberputzfrau ernannt, Karlofen werden gemeinschaftlich geschält zu werden, Geschirr gewaschen, Vater übernimmt das Weiden der Wälder, er reinigt die großen Eimer, Heimtraut wäscht die Kleinen Waschen. Der Vater steht in der Erziehung der Hausarbeit keine Entfremdung seiner Manneswürde — wie soll ein Mann ganz die Welt des Weibes betreiben und achten lernen, wenn er sich nie hinein begibt?

Heimtraut — dieser Vater. Ihm ist es gegeben, Kind unter seinen Kindern zu sein, ihre Eigenart, ihr Gepräge auf glückliche einzufangen. Sie gehen mit ihm um wie mit ihresgleichen — „du müßt immer artig sein, sonst kriegt du Klöße“ — laut Heimtraut. Was erleben diese Kinder alles — einmal reiten die Kühe aus, Reinhart und die dreijährige Gumbilde müssen sie einfangen. Wenn man in Dolspannen hinter wildgewordene Kühen herjaht, so ist das keine Kleinigkeit. Ein anderes Mal lauft sich Reinhart einen Dorfbock, die Hühnerbuben aus dem Dorf bringen „Lusia“ bis vor den Jaun. Als er seinen Schatz in Sicherheit bringen will, pfeifen die Buben ihren Hund zurück, der lauft über den Zaun hinweg und ward nicht mehr gesehen. Reinhart sagt den Verrat laum — der Hund ist fort und mit ihm zwei Millionen Pariergeld. Was ist Treu und Glauben in der Welt!

Wer die Geschichte des Siedlerhauses in der Lüneburger Heide liest, wird nicht umhin können, diese Familie — trotz aller Schwere ihres Lebens zu beneiden, mindestens von Sehnsucht erfüllt werden nach gleichem Glückelaben.

Die Deszentralisierung der Städte durch Schaffung von Erwerbslorenfriedlungen ist eine nationale Tat. Sie trägt dazu bei, den jahrelang talentlos geworbenen Arbeiter wieder zu einem froh schaffenden Menschen zu machen, der er im Grunde seines Wesens ist. Sie reut zur Selbsthilfe an, er kann sich wieder auf sich selbst verlassen, das niederdrückende Gefühl des Überflüssigseins, der Minderwertigkeit wird von ihm genommen. Was er schafft, schafft er für sich, für seine Familie. Von diesem Ansporn getragen erhalten die geplanten Siedlungen ihren hohen ethischen Wert.

Ganz ohne Fehler und Mängel — letzteres gilt besonders für die Auswahl der Siedlerfamilien — wird es bei diesem ersten Versuch wahrnehmlich nicht abgehen.

Der Reichskommissar ist sich über den Versuchscharakter der Erwerbslorenfriedlung klar. Er hofft indes, daß die Resultate beispielgebend sein werden, um den Plan, große Kreise der Industrie-

arbeiter aus den Städten herauszuführen, auf breiterer Basis weiter zu führen.

An den Gemeinden ist es nun, unter Ausschaltung jeglicher Bürokratie, auf die Richtlinien der Reichsregierung gestützt, mit härtester Initiative ans Werk zu gehen.

Eine Tasse Schokolade

Bera Poble ging in ein kleines Leipziger Café. Gegen Mitternacht.

„Was darfst denn sein?“ fragte der Kellner. „Was können Sie mir empfehlen?“ fragte Bera Poble. „Dee, Gaffee, Schokolade, Milch, Zibronenlimonade.“ „Dann bringen Sie mir bitte Schokolade.“ „Schokolade?“

„Ja, Schokolade.“ „Der Kellner verhiwand.“

Nach vierzehn Minuten brachte er einen Teller mit einem Stück Torte und stellte es vor die erstaunte Bera auf den Tisch.

„Was ist das?“ fragte Bera.

„Torte.“ „Ich habe doch keine Torte bestellt! Ich habe Schokolade bestellt!“ Darauf machte der Kellner ein unglücklich Gesicht: „Ach, Sie wollten Schokolade. Ich dachte, Sie wollten Schokoladentorte.“

„So, und warum bringen Sie mir dann Torte?“ „Weil ich dachte, ich hätte mich verbeerd. Unsere Schokolade ist nämlich Torte, dann ich Ihnen jauch. Schokoladentorte kam mir auch, aber das ist nicht unsere Schokolade. Unsere Schokolade ist Torte, Schokoladentorte wird bei uns selten verlangt, weil unsere Torte besser ist. Und da dachte ich mir, besser ist besser, du bringst lieber Torte.“

„Bringen Sie die Torte zurück! Ich möchte Schokolade.“ „Schokolade?“

„Ja, wieviel soll ich denn das noch sagen?“ „Schokolade gibds nicht mehr. Da müßte ich früher kommen. Die Güde is vor fünf Minuten geschlossen.“

Kurt Miethe.

Warum ist die Zahl 13 eine Unglückszahl?

Daß die Zahl 13 in den Augen vieler an allem Überalaben hängender Menschen eine Anlückszahl ist, daran besteht ja kein Zweifel. Am 13. eines Monats beginnen sie kein wichtiges Geschäft, unternehmen sie keine Reise, sie wohnen in keinem Hause, das die Straßennummer 13 trägt, betreten kein Zimmer mit Nr. 13 und dergleichen mehr. Viele große Hotels tragen dieselbe Umstände Rechnung, indem sie in ihren Zimmernummern die 13 auslassen und auf 12 gleich 14 oder 12 a und 14 folgen lassen. Woher mag dieser Glaube, der mit einer unzulässigen Zahl Unheil verbindet, wohl rühren? Nun, wie alle dergleichen Dinge ist dieser Glaube uralt. Schon bei den primitivsten Menschen und Völkern, bei denen sich ein Bedürfnis nach einer Zeitrechnung geltend machte, übernahm der Mond mit seinen wechselnden Lichtstalten die Rolle des Zeitreglers, und daher finden wir, daß alle ursprünglichen Kalender Mondkalender sind. Die 12 Mondmonate füllen aber das Sonnenjahr nicht aus, und es mußte sehr bald eine Verbindung der Monate zu den gewöhnlichen landwirtschaftlichen Perioden eintreten, die sich ja nach dem Lauf der Sonne richten müssen. War diese Verbindung so weit fortgeschritten, daß z. B. die Ernte im gewöhnlichen Erntemonat nicht reif wurde, so wurde eben ein anderer Erntemonat, ein 13. Monat, eingeführt. Später wurde das in ein System gebracht, wie z. B. der jüdische Kalender noch heute in einem Jolus von 19 Jahren sieben Jahre mit einem 13. Schaltmonat hat. Anfangs aber gebräuchlich solche Schaltungen hauptsächlich unregelmäßig je nach Bedürfnis, und es ist verständlich, daß sie jedesmal Unbehagen verursachten und solche Schaltzeiten in den Ruf von Unheilzeiten kamen. So ist denn allmählich die arme 13 zur Unglückszahl geworden.

Die Abenteuer eines Weltsplons

Nachdruck Aus den Papieren eines hohen Aristokraten ausgewählt von Roggers Snowden Tagblattbibliothek Steyermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

Einleitung

Was der Mann, dessen Abenteuer im Weltkriege hier der Leser kennenlernen wird, ein Verd, was er ein deutscher Prinz? Die Frage müßte ohne Antwort bleiben, denn jene Personen, die antworten könnten, stehen zu hoch.

Viele Throne sind nach dem Kriege in die Kumpelkammer gewandert, aber einer steht noch, einer der mächtigsten, und in seinem Schatten gleichsam soll der Weltsplon aufgewachsen sein. Ueberlebens deuten alle Einzelheiten des reichbewegten Lebens, das dieser noch junge, schlank und brünette Elegant führte, auf seine vornehme Abstammung. In den gefährlichsten Situationen, in den feinsten Salons, im Verkehr mit den gewichtigsten Diplomaten seiner Zeit hat er sich mit vollendeter Sicherheit und beherrschter Ruhe bewegt. Solche Fähigkeiten sind die Früchte einer besonderen Erziehung und Ueberlieferung.

Dieser Mann hatte vor dem Kriege Deutschland gedient, in hervorragender Art, und war zum Schluß von seinen Auftraggebern veratet worden. Man hatte ihn absichtlich an England geliefert, um ihn auf immer verschwinden zu lassen. Er wußte zu viel — und vielleicht war dies nur die private Rache eines mächtigen Rivalen in Deutschland. Aber merkwürdig war auch, daß man ihn in England nicht streng bestrafte, daß man ihn bereits nach dem sehr diskret geführten Prozeß in eigene Dienste nahm. Er arbeitete für England in Frankreich, aber als man ihn schließlich nach Neuport beordert hatte, trat dort eine Wendung in seinem Leben ein. Sein älterer Bruder starb, und wenn ihm dies auch nicht Namen und Rang zurückgab, so machte ihn die große Erbschaft unabhängig. Er schickte der englischen Regierung seine Demission und tauchte dann in dem Völkerwirbel der Neuen Welt unter.

Bald rissen ihn die unabweisbaren Weltverhältnisse, die sich vorbereiteten, aus seinem selbstgewählten Exil. Männer wie er waren selten, waren eine zu kostbare Hilfe für den Geheimdienst, als daß man ihn hätte entbehren können. In den nachfolgenden Kapiteln werden unsere Leser aus seinem eigenen Munde hören, wie es ihm in seiner neuen Laufbahn erging.

Der Weltsplon im Kriege

Die Fahrt nach Europa

Am 10. Juli 1914 verließ ich Neuport an Bord eines Dampfers der White Star Line. Hinter mir verjank Brooklyn, verjank die

wirre, tobende Menschense, die man Neuport nennt. Nur die Scheinwerfer der Freiheitsstatue schimmerten noch lange in der Fohrbahn unseres Dampfers wie ein Symbol: die Freiheit blieb hinter mir.

Ich bedauerte im Grunde genommen gar nicht, die Freiheit aufgegeben zu haben. Anderthalb Jahre hatte ich sie genossen, und ich hatte sie satt bekommen. In Amerika muß man Geschäften nachjagen, muß sieberhaft schaffen, muß Reichtümer anhäufen, wenn das Leben interessant sein soll. Ich hatte dies nicht nötig gehabt, da ich reich geworden war, und ich hatte in den Kreisen der oberen Jehntausend das hohle Dasein der Müßiggänger ausgekostet als Mr. Edgar Lansdale, denn auf diesen Namen lauteten die Papiere, die mir seinerzeit die englische Regierung ausgestellt hatte, als sie mich nach Amerika schickte. Ich bekam diesen Namen bald satt.

Zu meinem Unglück hatte ich eine dieser raschen Ehen geschlossen, die in Amerika so häufig sind. Mabel Layton war eine verübte Schöne, deren Vogelhcin nur von Toiletten, Schmuck und Tanz erfüllt war. Nach einigen Monaten bereits war es mir klar, daß mich gar nichts an das schöne und kaltherzige Geschöpf kettete. Aber ich hatte es nicht nötig, eine Scheidung zu erzwingen, denn meine Frau verschwand eines Tages mit einem reichen Argentinier. Vielleicht wäre ich unter anderen Umständen dem Paare nachgereist und hätte den Verführer zur Rechenschaft gezogen.

Aber das Schicksal wollte es, daß ich an dem gleichen Tage einen seltsamen Besuch empfing. Ein Attache der englischen Botschaft in Washington hatte mich in Neuport aufgesucht und überreichte mir ein Schreiben in einer nur mir bekannten Geheimschrift, die ich seinerzeit von dem englischen Kapitän Robinson erlernte. Der Brief war in der Tat von ihm und lautete sehr kurz:

„Wir brauchen Sie dringlichst. Denken Sie daran, wer Sie seinerzeit verateten hat! Wenn Sie annehmen, wird Sie ein Freund in Liverpool erwarten.“

Ich brauchte nicht lange, um einen Entschluß zu fassen. Ich wußte gar wohl, wer mich seinerzeit an die Engländer ausgeliefert hatte. Man wollte mich verderben und mich auf immer beseitigen lassen, weil ich zu viel wußte, obwohl ich dem deutschen Geheimdienst durch ein Dußend Jahre hindurch die wertvollsten Dienste geleistet hatte. So was schmerzt auch einen Skeptiker, wie ich es bin, der nicht an menschliche Dankbarkeit glaubt. Aber andererseits widerstrebt es mir, gegen Deutschland zu arbeiten. Es gab gar zu viele Bande, die mich an dieses Land ketteten. Indes — war ich nicht ein Meister in meinem Metier? Kamte ich nicht alle Schliche, alle Winkelzüge? Es würde mir ein leichtes sein, scheinbar England zu dienen, aber dabei diese Tätigkeit durch Warnungen an deutsche Seite auszugliedern. Und gerade dies würde dieser neuen Arbeit ihren doppelten Reiz verleihen, würde mir Gelegenheit geben, hinter die Kulissen zu blicken, das vielfältige Intrigenspiel der einzelnen Mächte zu beobachten.

Und so kam es, daß der Millionär Edgar Lansdale am nächsten Tage bereits ein Billet erster Klasse für die „Annabel“ löste. In einer Woche würde ich in Liverpool ans Land steigen.

Es waren schöne Frauen und Mädchen auf diesem Schiffe. Nervige Amerikanerinnen, von diesem still brennenden Feuer er-

füllt, das ihnen die zu erwartenden Abenteuer in „Old Dear little Europe“ einflößten. Hochmütige Engländerinnen, die des Abends nach dem Diner, wenn das ruhige Meer silber schimmerte, maßlos schwärmerisch werden konnten. Einige Pariserinnen, darunter die Frau eines französischen Generalkonsuls mit ihren zwei Töchtern, pikante Geschöpfe, die mich freimütig zu versehen gaben, daß ich ihnen nicht gleichgültig sei.

Aber am meisten gefiel mir Miss Cora Thumles, eine rotblonde Irin, deren von einer wundervollen Grazie in jeder Gebärde. Sie war von einem Dinkel begleitet, der sich etwas bärbeißig gab und seine Nichte fast gar nicht beachtete. Am zweiten Tage wurde er feiert und verließ seine Kabine fast gar nicht, so daß ich mit Cora entzückende Plauderstunden hatte.

Was mir an ihr besonders gefiel, war ihr Freimut. Sie erzählte mir von ihrer Jugend in Dublin, von ihrer Begeisterung für die Sinnfeiner. Daß sie das Englische nicht tadelloß beherrschte, fiel mir weiter nicht auf, und ich begriff auch, daß sie England haßten mußte.

„Werden wir uns nicht einmal in Dublin sehen?“ fragte sie mich eines Abends, da wir allein auf der Promenadebrücke standen. Sie erschien mir besonders schön. Die Brise ließ die rotblonden Locken auflattern und wühlte in der leichtsten Robe aus weißer Wolle. Die schöne Cora hatte sich unauffällig gegen mich gelehnt, als würde sie eine Stütze suchen.

„Ich errate, daß Sie energisch und mutig sind,“ sagte sie zu mir. „Lieben Sie nicht ein aufregendes Leben? Wenn Sie wüßten, wie herrlich es ist, sich für eine große Sache mit vollen Kräften einzusetzen. . . . Zur Befreiung Irlands sind Kräfte am Werke, die Sie gar nicht ahnen würden. . . . Und es gibt so interessante Leute unter unsern Helfern. Sie sagten mir gestern, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. . . . Haben Sie denn nicht den Wunsch, mich wiederzusehen?“

Ihre Nähe beauschte mich. Ich hatte ihre großen grau-grünen Augen nicht vor mir, und ihr roter Mund leuchtete mir verführerisch entgegen. Ihre Hand kämpfte sich um meinen Arm und tastete unbewußt weiter, als wollte sie sich auf mein Herz legen.

Unste Lippen fanden sich in einem langen Kusse. Ich spürte, wie sich die feinen Finger nervös an meinem Rock festhielten, gerade dort, wo ich meine Brieftasche verwahrt hatte. Im ersten Augenblick fiel mir dies nicht auf. Aber ich habe schon gesagt, daß ich ein Skeptiker bin, und ich habe in meinem Berufs viele Frauen kennengelernt. . . .

Eine Idee schoß mir durch den Kopf. Ich wollte Gewißheit haben, wer Cora eigentlich war. Und während ich das Mädchen fester an mich preßte, flüsterte ich ihr zu:

„Cora Sie sind entzückt. Sie erraten wohl, wie es um mich steht, ich werde Ihnen gern folgen, aber nicht sofort.“

„Und warum nicht gleich?“ sagte sie lächelnd, wozu aber der scharfe Blick ihrer Augen nicht recht paßte.

„Ich habe eine wichtige Angelegenheit zu ordnen,“ sagte ich ausweichend.

(Fortsetzung folgt.)